



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

D.: Die neuen Bauten in Wien. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die neuen Bauten in Wien.

2.

Die Demolirung der Wälle begann. Doch ging man im Anfange so langsam und beinahe tändelnd vor, daß man es den Wienern nicht verübeln konnte, wenn sie trotz ihrer früheren Klagen die ihnen nunmehr gestattete Abhilfe nur zögernd benutzten. Nur besonders kühne oder von den Absichten der Regierung genauer unterrichtete Speculanten wagten sich an den Kauf der übrigens nur periodisch und vereinzelt ausgebotenen Bauplätze.

Vielleicht glaubte man, wie in allen übrigen Angelegenheiten, auch bei der Demolirung der wiener Stadtwälle durch die Verwendung des militärischen Elements am frühesten zum Ziele zu gelangen. Es wurde daher, als mit der Niederreißung des Stubenthores und der anstoßenden Wallstrecke der Anfang gemacht wurde, neben dem eigentlichen Stadterweiterungscomité noch ein eigenes militärisches, größtentheils aus Genieoffizieren bestehendes Comité aufgestellt und demselben ein zahlreiches Truppendetachement beigegeben. Man sprengte die Mauern mit Pulver und Schießbaumwolle und machte viel Aufhebens von den auf diese Weise unternommenen wissenschaftlichen Experimenten und den durch dieselben erlangten mittelbaren und unmittelbaren Vortheilen. Bei näherer Betrachtung aber erwiesen sich diese „wissenschaftlichen Experimente“ als militärische Spielereien und unverhältnismäßig kostspielige Spectakelstücke. In das zu sprengende Wallstück wurden eine Reihe Sprenglöcher gegraben und je nach Belieben mit Pulver oder Wolle gefüllt. Die ganze Manipulation wurde gewöhnlich nach der herkömmlichen Handwerkermethode ausgeführt und ging so gemächlich vor sich, daß eine den hierbei zugewiesenen Militärs gleich starke Tagelöhnerabtheilung den Wall in der gleichen Zeit vollständig abgetragen und auch das Material fortgeschafft haben würde. Das Schlußexperiment, die Sprengung wurde auf pomphafte Weise in Scene gesetzt. Von den Männern der Wissenschaft war entweder nichts zu sehen, oder wenn deren einige zugegen waren, so geschah es nur zur äußern Verherrlichung des Festes, da sie keine Stimme hatten und als bloße Figuranten irgendeine schickliche Stelle in der Suite unter „den eingeladenen Civilisten“ zugewiesen bekamen. Desto zahlreicher war die Schaar der Offiziere, Hofchargen und sonstigen Uniformirten, welche die Ankunft der betreffenden höchsten Persönlichkeiten erwarten mußten. Dann geschah es auch wohl, daß irgendein Adjutant auf dem Platze erschien, um sich von der Ausgiebigkeit der getroffenen Empfangsvorkehrungen zu überzeugen, die Truppen zu besichtigen und allenfalls zum Schlusse in herablassender Weise an einen der anwesenden Fachgelehrten eine denselben recht verblüffende Frage über Hunde oder Pferde zu richten. Trommel- und Trompeten-

wirbel verkündeten dann die Annäherung Sr. Majestät, der zunächst die Truppen besichtigte und dann nach Begrüßung der anwesenden Notabilitäten sich zu dem für ihn aufgestellten Thronsitze begab. Dann verschiedene Meldungen, ein zustimmender Wink, ein Hornsignal, endlich von einigen Offizieren gebracht ein Kästchen mit einem elektrischen Zündungsapparat. Die Bitte der Offiziere, den Apparat gebrauchen zu wollen, wird huldvoll angehört und Erfüllung verheißen. Hierauf ein zweites Hornsignal, unter unzähligen Verbeugungen stellt man das Kästchen vor den hohen Herrn und giebt ihm die beiden Drähte in die Hände, ein Duzend züngelnde Flammen, eine riesige Staubwolke steigt empor, ein dem Pelotonfeuer ähnliches Krachen erschallt, und alles ist vorüber. Der Staub zertheilt sich, die Mauer ist in einen Haufen großer Steinklumpen verwandelt worden, zu deren Verkleinerung und Wegschaffung die nun an die Stelle der Soldaten tretenden slowakischen Tagelöhner so ziemlich dieselbe Zeit benöthigen, welche zur Demolirung der Mauer erforderlich gewesen wäre, und man verläßt unter den Klängen der „Nationalhymne“ den Platz.

Dieses Spiel wiederholte sich einige Male. Dann hatte man den Geschmack daran verloren und ließ die übrigen elf Zwölftel des Walles nach alterkömmlichem Brauche durch Haue und Spaten demoliren. Man hatte mit jener Tändelei nichts gewonnen als die Wahrscheinlichkeit der Annahme, „daß unter gewissen Umständen die Schießbaumwolle zuweilen mit größerem Vortheile als das Schießpulver bei Sprengungen verwendet werden, ein ganz verlässlicher Anhaltspunkt in dieser Beziehung aber jetzt noch nicht angegeben werden könne“. Zu diesem Ausspruch echter Mandarinenweisheit hätte man wahrlich auf wohlfeilere Art gelangen können.

Nun war zu beweisen, daß man nicht nur einreißen, sondern auch aufbauen könne. Und die ersten Gebäude, welche die Regierung auführen ließ, waren fast ausschließlich militärischen Zwecken gewidmet. Später kamen noch einige Kirchen und Brücken hinzu. Die meisten dieser Bauten der Regierung erweckten nur den Wunsch, daß sie niemals gebaut worden wären, so übel war der mit ihnen bekundete Geschmack. Und was schlimmer war, das mit ihnen gegebene Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung: die auf Kosten der Commune oder von verschiedenen Corporationen aufgeführten Gebäude litten theilweise an so auffälligen Gebrechen, daß das beißende Witzwort eines bekannten Architekten, welcher Wien in dieser Beziehung mit Schilda und Kalenburg in eine Reihe stellen wollte, keineswegs ganz ungerechtfertigt erschien. Freilich muß man bedenken, daß auch zu dieser Zeit nicht in erster Linie die Befähigung des sich um die Ausführung irgendeines für allgemeine Zwecke bestimmten Werkes bewerbenden Mannes, sondern dessen Familienbeziehungen, seine Beliebtheit bei den betreffenden Bureauchefs, seine Geschmeidigkeit und seine unverdächtige politische Gesinnung maßgebend waren. Thürme,

in welchen die für sie bestimmten Glocken keinen Platz hatten, Brücken, von welchen man, ohne deren augenblicklichen Einsturz herbeizuführen, die Gerüste nicht entfernen durfte, Kanäle mit verkehrtem Gefälle, Gebäude, die nach ihrer Vollendung schon einfallen wollten, andere, bei denen wichtige Räumlichkeiten vergessen waren, und die man deshalb umbauen mußte, Verwechslung der für Gebäude verschiedener Bestimmung gehörenden Statuen und Ornamente, Karyatiden, welche sammt den von ihnen getragenen Portalen ohne äußere Veranlassung stückweise auf die Vorübergehenden hinabbröckelten, gehörten beinahe zu den alltäglichen Vorkommnissen. Der zahlreichen in Bild und Schrift, sowie in dem Stil der Gebäude begangenen Anachronismen und sonstigen Mißgriffen soll hier gar keine Erwähnung geschehen.

Alle Stände und Provinzen hatten auf die Geburt des Kronprinzen die verschiedensten Hoffnungen gesetzt, da früher bei ähnlichen Anlässen umfassende Gnadenacte erlassen und großartige wohlthätige Stiftungen gegründet worden waren. Diesmal schien nichts Derartiges geschehen zu sollen. In der letzten Stunde aber wurde zur immerwährenden Erinnerung an das freudige Ereigniß die Erbauung eines Spitals, und zwar eines Civilspitals angeordnet. Es war dieses die erste wahrhaft und allgemein nützliche Schöpfung, welche von der gegenwärtigen Regierung ins Leben gerufen wurde, und das betreffende Gebäude ist bis dato das letzte dieser Art geblieben, welches auf Staatskosten aufgeführt wurde. Denn die seit den letzten acht bis zehn Jahren in Wien und in den Provinzen entstandenen Humanitätsanstalten sind theils von Anfang an reine Privatunternehmungen, theils ist zwar ihr Bau von der Regierung angeordnet oder auf vielfaches Drängen wenigstens genehmigt worden, aber die Mittel dazu wurden nicht aus den gewöhnlichen Einnahmen des Staatsfächels bestritten, sondern mußten auf außerordentlichem Wege — entweder durch eine Lotterie oder durch directe Sammlung — zusammengebracht werden.

Die Idee des Spitals war gut, aber man ging keineswegs mit besonderer Eile an ihre Ausführung. Und zum Schlusse wurde das Geld, welches man zum vollständigen Ausbau des Rudolfsitals benötigte, auf eine Weise herbeigeschaft, welche mit vollem Recht von dem Abgeordnetenhaufe und von der öffentlichen Meinung für einen offenbaren Verfassungsbruch erklärt wurde. — Das Gebäude wurde nachträglich mit allem nur denkbaren Pompe eingeweiht und eröffnet, und es wurde, wie bei derartigen Gelegenheiten immer, Weihrauch in übermäßiger Menge verbraucht. Bauverständige und Aerzte sind über die Schönheit und zweckmäßige Einrichtung dieses Spitals ziemlich einig, aber auch darüber, daß vieles Unnötige hinzugefügt worden sei, sowie daß bei besserer Verwaltung und Leitung und bei größerer Energie noch Besseres zu billigerem Preise und in kürzerer Zeit hätte geschaffen werden können.

Auf irgendeine Weise darauf aufmerksam gemacht, daß Wien an hervor-

ragenden Werken der Bildhauerkunst arm sei, und daß es namentlich an Standbildern berühmter Männer fast gänzlich fehle, suchte man diesem Mangel mit einem Schlage abzuheben und that auch diesmal des Guten zu viel. In der That waren bis dahin die Reiterstatue Josephs des Zweiten und das ebenso kolossale als unschöne Standbild des Kaisers Franz, das Grabdenkmal der Herzogin Christine in der Burkirche und die herrliche Gruppe „Ihesus“ von Canova die einzigen größeren Leistungen der plastischen Kunst in Wien. Und diese genannten vier Werke befanden sich sämmtlich innerhalb oder nahe bei der Burg, waren also auf einen Fleck zusammengedrängt, so daß die übrige Stadt und die Vorstädte jeder derartigen Zierde entbehrten.

Die ersten Männer, denen man Standbilder zu setzen beschloß, waren Männer des Schwertes. Und selbst unter diesen hätte eine bessere Auswahl getroffen werden können. Für das Arsenal wurden gleich bei fünf Duzend bestellt, gewiß eine vollkommen ausreichende Zahl, wenn man bedenkt, daß wirklich große Feldherrn in der Geschichte Oesterreichs ziemlich spärlich vorkommen. Bei den in der Stadt aufzustellenden großen Standbildern aber mußte schon ihrer geringeren Zahl wegen die Auswahl noch sorgfältiger getroffen werden.

Als Verwandter des kaiserlichen Hauses kam Erzherzog Karl natürlich zuerst an die Reihe. Die Ausführung dieser schönen Reiterstatue macht dem Meister Fernkorn alle Ehre. Aber leider wurde auch dieses Standbild unmittelbar vor der Burg aufgestellt, und ihm gegenüber wird auch das gegenwärtig noch unvollendete Standbild des Prinzen Eugen, dem diese Ehre unzweifelhaft vor allen andern gebührt hätte, seinen Platz finden. Wie man vernimmt, werden nach beendetem Umbaue des einen Burgflügels noch einige andere Generale auf diese Weise verewigt werden, so daß dann ungefähr ebenso viele bronzene Schildwachen die Burg umgeben werden, als gegenwärtig lebende Grenadiere und Gendarmen davor auf- und niederschreiten. Doch nicht allein die Burg, auch die Stadt soll auf diese Weise beglückt werden, und wenn es bei dem ursprünglichen Entwürfe bleibt, wird auf alle Stadttheile ein sanfter Regen von bronzenen und steinernen militärischen Unsterblichkeiten niederfallen.

So soll an der Wien eine Statue des Fürsten Schwarzenberg, an welchem selbst die eifrigsten Lobredner stets nur seine diplomatische Gewandtheit und seine besondere Verträglichkeit — eine bei einem Feldherrn etwas zweideutige Tugend — zu rühmen wissen, errichtet werden. Der Grundstein wurde am funfzigsten Jahrestag der leipziger Schlacht*) gelegt, bei welcher Gelegenheit

*) Dieses war das einzige Mal, daß man bei der Wahl des Tages für derartige Festlichkeiten einigen Sinn zeigte. Das Karlmonument wurde nicht, wie man es beantragt hatte, am 50. Jahrestage der Schlacht bei Aspern enthüllt und die Grundsteinlegung des Eugenstandbildes würde am passendsten an dem zweihundertsten Geburtstage des Prinzen stattgefunden haben.

es natürlich an Uebertreibungen nicht fehlte. Von einem Standbild Radetzky's, der nicht nur als Feldherr Oestreich weit größere Dienste geleistet, sondern als Generalstabschef der verbündeten Armeen der eigentliche Leiter des Ganzen und die Wunderlampe war, zu welcher der dicke Fürst seine Zuflucht zu nehmen pflegte, ist dagegen vorläufig noch nichts zu sehen. Ja es geschah sogar, daß die für die nächstgelegene Wienbrücke bereits votirten Statuen wieder abbestellt wurden, weil — nach dem wirklich einzigen Ausspruch eines einflußreichen und in höheren Kreisen sehr beliebten Ingenieurs — „diese Statuen dem nahen Schwarzenbergmonument eine zu nachtheilige Concurrenz machen würden!“

Dafür wurde eine andere Brücke desto reichlicher mit Statuen bedacht. Doch ist man dabei seit zwölf Jahren erst bis zu der Verathung über die Annahme einiger eingesendeten Modelle gekommen, vermuthlich weil sich unter den Auszubauenden auch einige Nichtmilitärs befinden. Ebenso hat das Ansuchen der Gemeindevertretung um die Ueberlassung eines schicklichen Platzes für ein bereits 1859 votirtes Schillermonument noch keine Antwort von Seiten des betreffenden Ministeriums erhalten. Und obschon eine Gesellschaft „zur Erhaltung vaterländischer Baudenkmäler“ besteht, wurden doch bei der jüngsten Renovirung des Stephansdomes die äußerst kunstreichen und an sich schon merkwürdigen Grabdenkmale mehrerer berühmten Künstler und Gelehrten auf unverantwortliche Weise verstümmelt oder gänzlich zerstört. Die Grabsteine Friedrichs des Dritten und mehrerer Bischöfe wurden dagegen verschont und sogar mit bedeutenden Kosten restaurirt. Einigen liberalgesinnten Bürgern, welche dem im funfzehnten Jahrhundert hingerichteten braven Bürgermeister Vorlauf ein Denkmal oder wenigstens eine Erinnerungstafel widmen wollten, wurde in vertraulicher Weise bekannt gegeben, „daß man hohen Ortes durchaus keinen Einfluß auf derlei Angelegenheiten nehmen wolle, jedoch annehmen müsse, daß die Absicht, einem wegen Rebellion hingerichteten, wenn auch sonst ganz unbescholtene Manne auf diese Weise eine Ovation zu bringen, nur einer Ueber-eilung, von welcher der loyale Verstand der Bittsteller gewiß bald zurückgekehrt sein dürfte, beizumessen sei“. — —

Das verhängnißvolle Jahr 1859 ertheilte auch in diesen Dingen manche beherzigenswerthe Lehre. Indesß abermals zeigte sich, daß höheren Orts nur im äußersten Nothfall und auch dann nur so viel nachgegeben wurde, als unumgänglich nothwendig war. Alle Welt verlangte eine durchgreifende Reform und verwünschte zugleich die bisherige Soldatenspiellerei, welche im Frieden das Mark des Landes vergeudet hatte. Bereitwillig sagte man Abhilfe zu, aber wie kam man der Zusage nach! Wir bleiben bei unserm Gegenstande. Ueberall entstanden neue militärische Bauten. Auch in Wien wurden sofort einige Kasernen ganz neu gebaut, ältere Gebäude dieser Art aber erweitert und renovirt. Man sollte annehmen, daß hierdurch, sowie durch den Bau des

Arsenals und mehrerer anderer Etablissements viele früher zu gleichen Zwecken benutzte Gebäude entbehrlich geworden wären, und daß man durch die zweckmäßige anderweitige Benützung derselben oder durch deren Vermietzung oder Verkauf wenigstens einen Theil der auf die Neubauten verwendeten großen Kosten hätte einbringen können. So war es auch ursprünglich bestimmt worden, und in späterer Zeit noch bildeten die für Vermietzung oder Verkauf derartiger Gebäude zu erwartenden Summen einen namhaften Posten in dem von dem Minister vorgelegten Entwurfe des Budgets. Kam es aber wirklich dazu, so wußte man für jedes Gebäude, welches auf diese Weise entbehrlich wurde, sofort irgendeine Verwendung für andere Staatszwecke auszumitteln, und zwar geschah dies gewöhnlich in sehr wenig zweckentsprechender und den Grundsätzen vernünftiger Oekonomie widerstreitender Weise. Sogar leere Plätze, welche der Militärverwaltung gehörten, wurden lieber unbenutzt gelassen oder zu geringfügigen Zwecken verwendet, als daß man sie der Industrie, dem Handel oder zu irgendeiner andern gemeinnützlichen Verwendung hingegeben hätte, mochte auch der dafür gebotene Preis noch so beträchtlich sein. Verwaltungsbehörden, deren sämtliches Personal früher ganz bequem in drei bis vier kleinen Stuben Platz gefunden hatte, erhielten jetzt Räume zugewiesen, in denen bis dahin ganze Bataillone untergebracht worden waren.

Man wird das Gesagte nicht übertrieben finden, wenn man erfährt, daß ein am Rande des ehemaligen Glacis befindlicher Platz, für welchen von mehreren Bauunternehmern nahezu eine Million angeboten worden war, als Parkplatz für die alten Wagen des Militärfuhrwesens und zur Aufbewahrung einiger Breter und Stangen verwendet wird. Zwei ehemalige Artilleriekasernen sind für die Bureauz des Tabakamtes und eines Bezirksgerichtes eingerichtet worden, welche beiden Aemter sich früher mit weit bescheidnern Räumen begnügten und auch wirklich begnügen konnten.

Das Uergste aber, was zu dieser Zeit geschah, war der Bau der Kaffeeabrik. Man hatte gesehen, daß die französischen Soldaten, auf deren pünktliche und reichliche Verproviantirung mit Strenge geachtet wurde, sich besser schlugen, wenigstens Strapazen leichter ertrugen als die österreichischen Soldaten, welche ihre ungenügenden und schlechten Lebensmittel unregelmäßig oder gar nicht bezogen und unter allen Umständen nur eine Hauptmahlzeit erhielten, während die Franzosen im Fall eines frühzeitigen Aufbruchs wenn nichts Anderes, wenigstens eine Tasse schwarzen Kaffee erhielten.

Die Schlussfolgerung übereilt ziehend, kam man dahin, daß man dem Kaffee eine übergroße Wichtigkeit beilegte und beinahe zu glauben schien, die Nahrungsvorsorgung der österreichischen Soldaten mit Kaffee sei eine der Hauptursachen des unglücklichen Ausgangs des Feldzuges gewesen. Der damalige Kriegsminister Graf Degenfeld, welcher dieser Sache besondere Aufmerksamkeit

schenkte, ging daher auf das Anerbieten eines ihm bekannten Chemikers und unermüdlischen Projectenmachers, eine Fabrik zur Bereitung von comprimirtem Kaffee zu erbauen, ohne weiteres ein. Die Fabrik wurde erbaut und mit allem Luxus eingerichtet und lieferte, wenn man alles berechnete, die Kaffeetäfelchen gerade doppelt so theuer und von weit schlechterer Qualität, als sie bei dem nächstbesten Chemiker zu erhalten gewesen wären. Man überhörte alle Klagen der Truppen, denen das mit Gewalt aufgezwungene, einem gewöhnlichen Kaffee sehr unähnliche Getränk nachgerade zum Ekel wurde. Endlich aber wurde die Sache doch zu arg, und der ganze Handel nahm ein flüchtiges Ende. Als Denkmal dieses Mißgriffs existirt nur das leere Fabrikgebäude noch, mit welchem man nichts anzufangen weiß.

Ein Seitenstück zu der verunglückten Ausführung des absurden Kaffeefabrikprojectes dürfte seiner Zeit das noch im Baue begriffene „Musterverpflegs-etablissement“ werden. Durch viele bittere Erfahrungen belehrt, beschloß man endlich, keinen zur Verproviantirung gehörenden Artikel mehr selbst zu erzeugen, sondern alles durch contractmäßig geregelte Lieferung zu beziehen. Nur das Brod sollte, so lange die hier und da bestehenden Backöfen noch aushalten würden, von dem Personal der sogenannten Proviantbäckereien bereitet werden. Aber kaum war dieser löbliche Entschluß in zwei oder drei Fällen ausgeführt, als auch schon ein neuer Vorschlag zur Errichtung eines nach den kolossalsten Dimensionen entworfenen Etablissements zur Erzeugung und Aufbewahrung der verschiedennamigsten Verpflegsartikel auftauchte. Und man ging auf diese Idee, bei deren Ausführung offenbar nur Einzelne sich bereichern wollten, die Staatskasse und die Armee aber leiden mußten, mit Bereitwilligkeit ein. In Italien, wo die Sache noch eher einen Sinn hatte, weil bei der entschieden feindseligen Stimmung der Bevölkerung der geregelte Bezug der Lebensmittel von Privatlieferanten sehr leicht in Frage gestellt werden kann, wollte man eine solche Anstalt nicht errichten, wohl aber in Wien, und dazu in dem Herzen der Stadt, wo jede Klafter Baugrund um einen fabelhaft hohen Preis hätte veräußert werden können, und wo unter allen Umständen Hunderte von Producenten sich um die Lieferung der verschiedenen Verpflegsartikel bewerben werden. Große Summen wurden zuerst auf die Verschönerung und den theilweisen Umbau des alten Verpflegsamtes, des nächst dem alten Polizeihause häßlichsten Gebäudes in Wien, verwendet, und erst als man erkannte, daß selbst ein totaler Umbau nicht viel helfen würde, gab man es auf, auf diesem eingeengten, unebenen, durch die Ausmündung verschiedener Kanäle feuchten Plage einen Prachtbau herzustellen. Eine weitläufige Cavalleriekaserne, welche recht gut noch viele Jahre zu ihrem bisherigen oder zu einem andern Zwecke hätte benutzt werden können, wurde niedergerissen und an ihrer Stelle ein neues mit besonderem Luxus ausgestattetes Gebäude zur Erzeugung und Aufbewahrung der verschie-

denen Proviantartikel aufgeführt. Damit jedoch die in dieser Anstalt beschäftigten Beamten nicht allzusehr angestrengt werden, wird eben nur ein geringer Theil dieser Artikel in dem neuen Etablissement verfertigt, das Uebrige aber bei Privaten eingekauft und nur bis zu seiner Ausfolgung an die Truppen aufbewahrt werden. Und manche Gegenstände, namentlich die Fourage, werden von den Soldaten direct bei den Lieferanten bezogen, deren elende, bis an das Dach mit Heu und Stroh gefüllte Breterbaracken in den schönsten Stadttheilen man trotz der dringenden Klagen der Bürger über die Verunzierung der betreffenden Gassen und der drohenden Feuergefährdung duldet, während der geringste Verstoß gegen die von der Regierung erlassene Bauordnung mit sofortiger Niederreißung des betreffenden Gebäudes und außerdem mit empfindlichen Geldstrafen geahndet wird und man einigen Fabriken — die übrigens weder in gesundheits- noch in feuerpolizeilicher Hinsicht Bedenken erregten — ohne Umstände den weiteren Betrieb untersagte. Ebenso verfuhr man bei der Expropriation von Privatgebäuden auf die rücksichtsloseste Weise, oder man bereitete, wo das Expropriationsgesetz nicht anwendbar war, den Eigenthümern der betreffenden Gebäude so viele Unannehmlichkeiten, daß sie ihr Eigenthum bereitwillig um den ihnen gebotenen Preis abtraten. Gehörte der Besitzer jedoch einem der privilegierten Stände an, oder war das Gebäude gar ein sogenanntes „ärarisches“, so änderte sich die Sache, mochte das Haus dann die Passage noch so sehr hemmen, durch seinen verfallenen Zustand den Stadttheil verunzieren oder auf andere Weise das Publikum belästigen, so mußte letzteres entweder die übertriebensten Forderungen des Eigenthümers erfüllen, oder es geschah auch, daß die begründetsten Forderungen der ganzen Gemeindevertretung rundweg abge schlagen oder gar keiner Antwort gewürdigt wurden. So waren alle Bitten und Vorstellungen des Gemeinderathes, welcher eine Straße über den Exercierplatz anlegen wollte, erfolglos, obgleich die Nothwendigkeit dieser Straße selbst von vielen Militärs erkannt wurde. Aber der General, welcher über die Angelegenheit in erster Instanz zu entscheiden hatte, war dem Plan abgeneigt, und dem Civil gegenüber mußte er nun durchaus Recht behalten. Die von der Leopoldstadt zu der Nordbahn, bekanntlich der frequentesten Bahn, sowie in den Prater führenden Straßen sind je nach der Jahreszeit mit knöcheltiefem Roth oder Staub bedeckt, aber sie dürfen nicht gepflastert werden, weil die Erlaubniß dazu von dem Oberstjägermeisteramt verweigert wird. Man muß dem gegenwärtigen Gemeinderathe Wiens volle Anerkennung für seine Bemühungen zur Reinhaltung und Beleuchtung der Stadt zollen, wenn auch mitunter Größeres geleistet und dabei mehr erspart werden könnte. Auch fügt sich die Bevölkerung willig allen diesfälligen Anordnungen, und von der Polizei werden die Dawiderhandelnden auch mit ziemlicher Strenge zur Verantwortung gezogen. Dennoch giebt es Gebäude, deren Aeußeres und deren nächste Umgebung alle

jemaß erlassenen Keinlichkeits-, Ordnungs-, Sicherheits- und Gesuntheitßvor-
 schristen verhöhen. Und unter diesen Gebäuden sind die Militär- und anderen
 Staatsgebäude, die Stammhäuser einiger besonders bevorzugten Adelsfamilien
 und einige Klöster, kurz Gebäude, deren Besitzer oder Bewohner über dem Ge-
 setz zu stehen vermeinen, und gegen welche auch gewiß kein Aufsichtsorgan von
 einer Verbindlichkeit zur Erfüllung allgemeingiltiger Vorschriften zu sprechen sich
 erühen wird. Gesah es doch, als der Gemeinderath mehrer Magnaten
 und Prälaten ersuchte, ihre nach altmittelalterlicher Weise ringsum mit schweren
 Ketten umschlossenen und vielfach mit scharfen Eisenspißen besetzten Häuser so
 viel als möglich dieses die Passage hemmenden und gefährlichen Eisenschmuckes
 zu entkleiden, und mehrer liberaldenkende Cavaliere sich beeilten, diesen Wunsch
 ihrer Mitbürger zu erfüllen, einige andere das im bescheidensten Tone vorge-
 tragene Ansuchen mit den Worten beantworteten, daß „es ihnen eben nicht
 genehm sei, den wiener Herren zu Gefallen zu stehen“. Ja, als man auf dem
 Ausläufer des laaer Berges einen neuen Friedhof anlegen wollte und der
 Kriegsminister jede Benuzung dieses Plazes untersagte, weil derselbe bereits
 zur Anlage eines Befestigungswerkes ausgewählt worden sei, die intelligentesten
 Vertreter der Stadt aber und mehrer Parlamentsmitglieder gegen jede Be-
 festigung der Stadt überhaupt und insbesondere gegen die Ausführung dieser
 unglücklichen Idee während der gegenwärtigen Finanznoth sprachen, so wurden
 diese Redner mit Schmä- und Drohbrieffen überschüttet, und zwei besonders
 eifrige Verfechter der Militärherrschaft vermaßen sich sogar zu der Aeußerung: „daß
 sich jetzt bereits Schuster und Schneider ein Urtheil über die Befestigung Wiens
 angemacht hätten“ und „daß diese Leute nur darum die militärische Kraft des
 Staates untergraben und die Todesstrafe abschaffen wollten, weil die erstere
 ihren finsternen Absichten entgegenstehe und die letztere ihnen als ein noch vom
 Jahre 1848 her drohendes Gespenst lästig falle.“

Auch in der neuesten Zeit fehlt es nicht an ähnlichen Uebergriffen der
 Militärbehörde. Die seit Langem angestrebte und vorbereitete Erweiterung und
 Regulirung einer Gasse bei der Franz-Josephskaserne muß wegen der von dem
 Kriegsminister gestellten Forderung, daß der Eingang derselben von zwei Fen-
 stern jener Kaserne eingesehen werden müsse, unterbleiben. Man fürchtet sich
 also noch immer vor der Revolution, bedenkt aber nicht, daß eine starke, gut
 bewaffnete, wohl geführte und zu allem entschlossene Volksmasse — und nur
 eine solche wird an die Bestürmung einer von zwei- bis dreitausend Soldaten
 besetzten Kaserne gehen — sich durch die hinter jenen zwei Fenstern drohenden
 sechs bis acht Musketen nicht wird zurückschrecken lassen. Die große Furcht,
 welche man vor einem möglichen Volksaufstand hegt, läßt sich übrigens auch
 aus manchen andern Dingen erkennen. So ist z. B. diese Kaserne nicht nur
 durch elektrische Telegraphenleitungen mit der Burg und dem Arsenal verbunden,

sondern es ist auch auf dem einen Thurme der Kaserne ein optischer Telegraph angebracht, welcher mit einem gleichen Apparat auf der der Stadt zugekehrten Ecke des Arsenal's correspondiren soll, wenn etwa im Falle einer Erhebung die elektrische Leitung zerstört werden sollte. Würde aber ein Angriff gegen die Burg ausgeführt, so würde diese Vorsichtsmaßregel dennoch nutzlos sein, da die in der Kaserne befindliche Garnison keine Nachricht von der Lage der Dinge an jenem Punkte, der ihr doch der wichtigste sein sollte, erhalten würde. Ebenso hat man zur weiteren Sicherheit der Kaserne und ihrer Bewohner den nach Abtragung der umgebenden Festungsmauer sich ergebenden freien Raum mit einem eisernen Gitter umschlossen und allen Civilpersonen die Passirung dieses Gitters auf das strengste untersagt.

Ebenfalls in diesen Zusammenhang gehört sodann, daß zur selben Zeit, als das Abgeordnetenhaus gebaut wurde, der in das erste Programm der Stadterweiterung aufgenommene Bau einer zweiten wiener Zwingburg, jenes bereits erwähnten Gegenstückes der Franz-Josephskaserne nicht nur in Erinnerung gebracht, sondern dessen unverzügliche Ausführung anbefohlen wurde. Woher schließlich das Geld dazu genommen werden soll, ist freilich noch unbestimmt, aber schon die Existenz dieses kaum fünfhundert Schritte (also gerade im Bereich des ausgiebigsten Kartätschenschusses) von dem Abgeordnetenhause entfernten und dasselbe vollkommen beherrschenden Gebäudes scheint in den Augen der Militärpartei die beste Garantie der steten Willfährigkeit der Volksvertreter zu sein. Die Kosten dieses Baues belaufen sich schon nach dem wie gewöhnlich äußerst niedrig gestellten Voranschlage auf vier Millionen, und man kann er-messen, wie hoch die Kaserne in Wirklichkeit zu stehen kommen wird, besonders wenn man den Luxus und die Solidität betrachtet, womit auch die unbedeu-tendsten Nebentheile ausgeführt werden. Einen traurigen Gegensatz bildet da-gegen das Abgeordnetenhaus, welches nun seit vier vollen Jahren in seinem Provisorium als ein armseliges, aus dünnem Fachwerk aufgeführtes und noth-dürftig übertünchtes, mit schlechten Bretern gedieltes und nur in einigen Räu-men heizbares Gebände dasteht und wahrscheinlich noch mehre Jahre in diesem Zustand wird verbleiben müssen. Zum Bau eines neuen Parlamentsgebäudes aber sind nicht nur noch keine Anstalten getroffen, sondern es ist sogar der Plan, nach welchem gebaut werden soll, noch nicht vollendet und in allen Einzelheiten genehmigt, ja selbst der Platz ist noch nicht mit Bestimmtheit aus-gewählt worden. Doch theilt das Parlamentshaus in diesem Punkte das Schicksal mehrerer anderer Gebäude. So erhielt die Gemeinde trotz wiederholter Bitten nicht den für das künftige Stadthaus gewünschten Platz und mußte sich mit einer ungünstig gelegenen und beschränkten Baustelle begnügen. Und für die Universität ist auch noch kein Winkel aufgefunden worden. Ebenso ergeht es dem Museum, über dessen eigentliche Wesenheit durch die bisher erflossenen

Anordnungen wohl noch niemand aufgeklärt worden sein wird. Denn bald scheint dieses künftige „Reichsmuseum“ eine Vereinigung aller im ganzen Reiche aufzutreibenden Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten werden zu sollen, bald will man nur die derzeit vereinzelter Gallerien und Sammlungen Wiens in ein Ganzes vereinigen, ja zuweilen betrachtet man das Institut nur als eine Art von permanenter Kunst- und Industrieausstellung. Sehr wahrscheinlich ist, daß von alledem gar nichts erreicht werden wird. Man wollte sich hier wie bei noch andern Gelegenheiten das Ansehn geben, als beabsichtige man nicht nur den „B Wohlstand und die Schönheit der Stadt, sondern auch das Ausblühen der schönen Künste und Wissenschaften zu befördern“; aber die Eilfertigkeit, mit welcher man an das Werk ging, und alle übrigen Anordnungen zeigten nur zu deutlich das geringe Verstandniß für derlei Dinge bei dem Anordnenden, und welche verkehrten Vorstellungen derselbe einerseits von seiner Machtvollkommenheit und andererseits von dem Endzweck bei der Gründung von Instituten dieser Art hegte. Aus Ungeduld, da man bis zur Vollendung eines zweckentsprechenden Gebäudes hätte zu lange warten müssen, vielleicht auch aus gewohnter Anhänglichkeit an provisorische Zustände, errichtete man vorläufig ein provisorisches Museum. Es ist kein Zweifel, daß sich unter den daselbst befindlichen Gegenständen mehrere an sich recht merkwürdige Stücke befinden. Wurden doch von den verschiedenen Privat- und öffentlichen Sammlungen Beiträge begehrt und auch gesendet, aber bei dem ersten Blicke in eines der fünf Gemächer muß sich jedem die höchst armselige Auswahl, die durch den beschränkten Raum bedingte schlechte Zusammenstellung, kurz die Werthlosigkeit des Ganzen als Ganzes klar vor Augen stellen. Und erst die äußere Hülle dieses Kunstinstituts! Dieselbe wurde noch vor wenigen Jahren als Stall für die Pferde und als Remise für die Wagen irgendeines Hofbediensteten verwendet und in einigen Tagen mit ganz unbedeutenden Kosten in ein „k. k. österreichisches Museum für Kunst und Industrie“, wie auf einer über dem Eingange angebrachten riesigen Tafel zu lesen ist, umgewandelt. Und doch wimmelt diese armselige Baracke stets von Besuchern, weil es eben das einzige Institut dieser Art oder wenigstens die einzige Sammlung in Wien ist, in welcher die genauere Betrachtung und das Abzeichnen der ausgestellten Gegenstände gestattet wird.

Desto freigebiger und bedächtiger verfuhr man dagegen bei dem Bau des noch immer unvollendeten Opernhauses. Die riesigen Dimensionen desselben und der zu dessen Ausschmückung bewilligte Aufwand sowie die Preisausschreibungen für die von den Architekten, Malern und Bildhauern einzusendenden Entwürfe und Modelle hätten auf eine ernstgemeinte Absicht zur Beförderung der schönen Künste schließen lassen, wäre es nicht auch hier mehr das Handwerk als die Kunst gewesen, worauf man Tausende verwendete, und hätte

man nicht die Künstler selbst in der rücksichtslosesten Weise behandelt. Man schrieb nämlich für die Ausführung der für das Opernhaus bestimmten Statuen einen Concurſ aus, an welchem sich jedoch nur die Bildhauer des Auslandes betheiligen durften, wodurch selbstverständlich die inländischen Künstler sich zurückgeſetzt fühlten. Als sich nun mehrere Meister von Ruf meldeten, hatte man sich eines Andern besonnen und übertrug ihnen nur die Ausführung der einfachsten, in das Reſsort des Steinmeghandwerkes einschlagenden Verzierungen und erklärte, daß die Ausführung der Statuen bereits befähigten Händen übergeben worden sei, womit man wieder die außeröſtreichischen Meister beleidigte. Und so verfuhr man in vielen andern Fällen. Kam aber ausnahmsweise einmal die wirkliche Kunst zur Geltung, so geschah es sicher nur zur Verherrlichung von Nebendingen oder zur Förderung egoiſtiſcher Zwecke. D.

Bermiſchte Literatur.

Taſchenbuch der politischen Statiſtik Deutschlands. Von Dr. Wilhelm Kellner. 270 S.

Wenn die Politiker im Volke auf eine gleiche und richtige Fährte kommen wollen, ſo müſſen ſie ihr Programm nach den gegebenen ſtaatlichen Verhältniſſen einrichten. Das Stichwort „liberal“ leiſtet es nicht mehr. Lange nannte man alles liberal, was Oppoſition machte, was in irgendeiner Richtung der Regierung eines einzelnen Staates oder der Bundesverſammlung die Wahrheit ſagte; es war eine rein negative Bezeichnung, das einzige Poſitive an der Oppoſition war meiſt nur die Forderung, dieſe oder jene Inſtitution des Verfaſſungsmuſterſtaates England oder eines andern conſtitutionell eingerichteten Staates auf die heimischen Zuſtände zu übertragen. So hatten wir den Kampf für die Jury, die Anhänger der franzöſiſchen Charte von 1830, der Nationalgarde u. ſ. w. Sogar Theoretiker nach alten griechiſchen und römiſchen Muſtern fehlten nicht. Es kam aber eine Zeit, wo ſich die Zuſtände der Muſterländer nicht mehr ſo empfehlenswerth darſtellten. Man fand, daß Louis Philipp in Frankreich ein reines Bourgeoiſthum hergerichtet hatte, und ſpäter, daß Napoleon der Dritte den ärgſten Polizeiſtaat einführte, den man noch je geſehen. Man entdeckte an England, daß es doch im Grunde nur das Land der Ariſtokratie, nicht der Demokratie ſei, daß die Gerichte ungeheuer theuer und ſchwer anzugehen u. d. m. Die fremden Ideale erblichen, und die alten Liberalen wurden mit ihnen verbrauchte Größen. Demokraten, Socialiſten, Communiſten traten gegen die Liberalen auf, aber auch ſie und ihre Verſuche waren exotiſche Pflanzungen. Die Bewegung von 1848 führte ein anderes Element in den Vorder-